

nicht mehr auf ihren Flug gen Moskau gestartet werden können, weil sie gerade von sowjetischen SS-20 außer Gefecht gesetzt worden sind.

Was die Amerikaner auf dem Gebiet der Satelliten-Aufklärung an technischer Raffinesse voraushaben, versuchen die Sowjets durch Masse und Flexibilität auszugleichen. Aufgrund deutlich geringerer Lebensdauer müssen sowjetische Satelliten sehr viel häufiger auf Umlaufbahnen gebracht werden als amerikanische. So wurden 1981 nur zwei US-Photoaufklärungs-Satelliten gestartet, dagegen 37 sowjetische.

Die sowjetische Photoaufklärung, soweit sie über die Möglichkeiten von nimmermüden KGB-Agenten oder fleißigen Aeroflot-Piloten hinausgeht, wird vornehmlich durch die dritte Generation der alten Wostok-Raumschiffe wahrgenommen. Sie sind mit zusätzlichen Antriebsraketen versehen, die es ihnen ermöglichen, verschiedene Umlaufbahnen einzunehmen, und einige enthalten absprengbare Kapseln, die das Photomaterial zur Erde zurückschicken.

Besonders ärgerlich für die Sowjets: Nur ein Teil der aufgenommenen Satellitendaten kann direkt oder über Kommunikationssatelliten an Bodenstationen abgegeben werden. Haben die Sowjets zur Beobachtung einer Krise, etwa des Falkland-Krieges, Spionagesatelliten gestartet, kann die Hauptarbeit der Auswerter erst beginnen, wenn der Satellit gelandet und die Krise möglicherweise längst beendet ist.

Im Japanischen Meer, an der Stelle, wo südwestlich der Moneron-Inseln am Mittwoch vorletzter Woche der abgeschossene koreanische Jumbo ins Meer stürzte, lassen sich die beiden Supermächte keine Sekunde lang mehr aus den Augen.

Amerikanische „Hercules“-Transporter und Marineaufklärungsflugzeuge durchsuchen das Seegebiet außerhalb der sowjetischen Gewässer nach Wrackteilen. Unmittelbar nach Bekanntwerden des Abschusses schickte die U.S. Air Force von Japan aus ein Awacs-Flugzeug zur Absturzstelle, begleitet von fünf F-15-Jägern. Die Navy entsandte eine Fregatte und einen Zerstörer, selbst die US-Küstenwache brachte ein Suchboot auf den Weg.

Derlei Aktivitäten machten die Sowjets äußerst nervös. Pausenlos patrouillieren sowjetische Abfangjäger an den Grenzen ihres Hoheitsgebietes. „Die schießen sofort, wenn wir uns verirren sollten“, beschrieb ein amerikanischer Regierungsbeamter die brenzlige Situation über dem Japanischen Meer.

Mitte vergangener Woche wollen amerikanische Aufklärungsspezialisten gar herausgefunden haben, daß sowjetische Abfangjäger im „äußerst aggressiven“ Alarmzustand Anstalten trafen, ein weiteres, nicht sofort identifiziertes Flugzeug abzuschießen.

Diesmal sei es ein sowjetisches gewesen.

CHILE

Pleite der Chicago Boys

Unter Pinochet hatten Jünger des Marktwirtschaftspapstes Friedman fast ein ideales Experimentierfeld. Der Versuch endete in einer Pleite, im Ausnahmezustand.

Bei Einsätzen in Santiagos Elendsviertel La Victoria fackelt die ohnehin nicht zimperliche chilenische Polizei nie lange. Gegen die Barrikaden bauenden und mit leeren Kochtöpfen klappernden Slumbewohner wurde auch am 8. September, dem fünften „Nationalen Protesttag“ in Chile, scharf geschossen: ein Toter.

In der Hafenstadt Valparaíso tötete ein Polizist, der bereits Feierabend hatte, pflichteifrig eine armselige Straßen-

weise Ausgebürgerte oder, von Berufs wegen, für „Amnesty International“.

Im Lande selbst betäubte ein als „chilenisches Modell“ gepriesenes Wirtschaftswunder Gewissen und Ängste der Bürger. Zuwachsraten bis zu neun Prozent, Luxusgüter aus aller Welt endlich auch hier, am abgelegenen Ende der Erde, zu haben, das half, eine Euphorie zu verbreiten, die Schlimmes vergessen machte.

In ein Entwicklungsland mit knapp zwölf Millionen Einwohnern wurden binnen weniger Jahre zwei Millionen Rundfunkgeräte, fast eine Million Fernseher und drei Millionen Uhren eingeführt. Den Fiat 127 gab es nicht nur original aus Turin. Individualisten konnten das gleiche Modell auch als Seat 127 aus Spanien oder Zastava aus Jugoslawien in Chile haben.

Dazu Butter aus Irland, eine halbe Welt östlich, oder aus Neuseeland, eine



Suppenausgabe in chilenischem Elendsviertel: Die Militär-Herren ließen schießen

verkäuferin, ein Versehen. Der Staatsdiener hatte auf einen Teenager gezielt, der Flugblätter in die demonstrierende Menge warf.

Mit Tränengas, Wasserwerfern, Hundstößen, Knüppeln und Schusswaffen gingen die Sicherheitskräfte in Chiles Städten gegen Tausende von Pinochet-Gegnern vor. Sieben Tote wurden gezählt, unzählige Verletzte, 600 Festnahmen allein in der Hauptstadt, Hunderte mehr in Valparaíso. Am vergangenen Freitag führte Pinochet den Ausnahmezustand wieder ein.

Junge Männer zu Krüppeln geschlagen, junge Frauen gefoltert und vergewaltigt, mit Photos und Dokumenten genau belegt – all das war jahrelang kein Thema gewesen im Lande.

Menschenrechte waren allenfalls etwas für direkt Betroffene, für zwangs-

weise Ausgebürgerte, nur „importado“, aus dem Ausland, mußte es sein.

Das war das Chile der goldenen späten 70er Jahre, als die „Chicago Boys“ dort ein freies Experimentierfeld hatten – junge Wirtschaftswissenschaftler der Santiagoer „Universidad Católica“, die ihre höheren ökonomischen Weihen beim Guru der neoliberalen Monetaristen, Milton Friedman, an der Universität Chicago erhalten hatten.

Unter dem Patronat ökonomisch unbedarfter Kommissäre, denen die Theorien der Chicagoer von der Heiligkeit des Marktes bei Abstinenz des Staates zupaß kamen, konnten Friedmans Wunderknaben ihre Ideen an einem Zwölf-Millionen-Volk erproben.

Eine „kapitalistische Revolution von oben“, so ein Ökonomeprofessor in

Santiago, privatisierte nicht nur staatliche Wirtschaftsbetriebe, sondern auch Schulen, Krankenhäuser, Krankenfürsorge und soziale Dienste. Die Einfuhrzölle wurden von knapp 100 auf 10 Prozent gesenkt, Auslandskapital durch hohe Renditen angelockt.

Ein Scheinboom schwemmte jähling Geld und Güter in das lateinamerikanische Wunderland, in dem stramme

Militärs für Ordnung sorgten. In Santiago wuchs eine imponierende Hochhaus-Silhouette von Appartement- und Warenhäusern. Spekulanten, deren Namen vorher niemand je gehört hatte, wurden über Nacht Multimillionäre, die mehr als die Hälfte des chilenischen Aktienkapitals kontrollierten.

Über 18 Milliarden Dollar schafften zinsgierige Bankiers der Neuen und Al-

ten Welt nach Chile – bis 1981, als die Weltrezession einsetzte und der Preis für Kupfer, Chiles wichtigstes Exportgut, auf die Hälfte fiel und das Wirtschaftswunder im Schatten der Militärs platzte.

Zurück blieben eine ruinierte Volkswirtschaft, für deren Erholung Fachleute mindestens 20 Jahre veranschlagen, sowie ein sozialer und politischer Vulkan,

„90 Prozent der Bürger stehen hinter uns“

SPIEGEL-Interview mit dem chilenischen Gewerkschaftsführer Rodolfo Seguel

Rodolfo Seguel, 29, ist Führer der Gewerkschaft der Kupferbergleute, der mächtigsten und militantesten Arbeiterorganisation Chiles. Sie löste mit einem Streik im Frühjahr jene nationale Protestbewegung aus, die das Regime des Generals Pinochet nach zehn Jahren in Schwierigkeiten gebracht und zu einem „Dialog“ mit der demokratischen Opposition gezwungen hat. Seguel, der „chilenische Walesa“, wurde bei den Zusammenstößen zwischen Sicherheitskräften und Demonstranten am 8. September auf Santiagos Plaza Italia festgenommen. Er kam in Untersuchungshaft.

SPIEGEL: Herr Seguel, Sie haben im Mai mit Ihrem Aufruf zum ersten Protesttag eine Volksbewegung gegen das Militärregime ausgelöst. Hätten Sie das damals erwartet?

SEGUEL: Nein, wahrhaftig nicht. Wir hatten nicht im Traum daran gedacht, daß wir mit unserem Protest eine solche Lawine losreten würden, obwohl wir schon am ersten Protesttag breite Unterstützung fanden, vor allem in den großen Städten. Was dann daraus wurde, zeigt, wie groß das Bedürfnis des Volkes war, sich zu artikulieren, was sich da in zehn Jahren aufgestaut hatte.

SPIEGEL: Sie wurden danach verhaftet, waren 30 Tage im Gefängnis. Müssen Sie nicht damit rechnen, wieder hinter Gitter zu kommen?

SEGUEL: Es gibt bereits eine neue Anklage gegen mich, also muß ich auch damit rechnen, wieder eingesperrt zu werden.

SPIEGEL: Würde Ihre Verhaftung für die Protestbewegung etwas ändern? Sind Sie immer noch der Motor oder hat sich die Volksbewegung selbständig gemacht?

SEGUEL: Unsere Gewerkschaft der Kupferminenarbeiter hat den Anstoß gegeben: Daß ihr ausländischen Journalisten immer zu mir kommt, zeigt die nationale und internationale Anerkennung für das, was wir getan haben. Wir stehen immer noch an der Spitze dieser ganzen Bewegung. Rodolfo Seguel ist aber nur ein Rädchen in dem Getriebe. Wenn er verhaftet



Gewerkschafter Seguel
„Wir haben keine Waffen“

wird, bedeutet das nicht das Ende der Bewegung. Er erwartet dann die solidarische Unterstützung der Chilenen.

SPIEGEL: Wieviel Unterstützung haben denn Rodolfo Seguel und seine Bewegung im chilenischen Volk?

SEGUEL: Bestimmt 90 Prozent. Wenn ich auf die Straße gehe, um mal Luft zu schnappen, begrüßen mich viele Leute. Neun von zehn Wildfremden wollen mir die Hand schüttern.

SPIEGEL: Wie kam es, daß ausgerechnet die so lange ohnmächtigen Gewerkschaften diesen Volksprotest auslösten?

SEGUEL: Es sind immer die Arbeiter, welche die Folgen einer gescheiterten Politik bezahlen müssen, überall, unter allen Regimen. Geht es mit der Wirtschaft bergab, sind die Arbeiter als erste dran. Und dann ist es die Aufgabe ihrer Vertretungen, der Gewerkschaften, sie zu mobilisieren. Das geschah bei uns, das geschieht jetzt in Uruguay, das wird auch noch in Argentinien und Brasilien so kommen. Überall in

Lateinamerika kennt man unterdessen den chilenischen „Caceroleo“, den Kochtopf-Protest.

SPIEGEL: Glauben Sie, daß es wirklich möglich ist, eine zehnjährige Militärrherrschaft mit dem Trommeln auf Kochtöpfe zu bezwingen, das heißt mit einem friedlichen Protest?

SEGUEL: Vielleicht nicht, aber Sie sehen ja selbst, daß sich etwas bewegt im Land.

SPIEGEL: Sie haben sich mit dem neuen Innenminister, Onofre Jarpa, getroffen, der einen „Dialog“ mit der Opposition anbot. Haben Sie den Eindruck, daß ein Kompromiß mit dem derzeitigen Regime möglich ist?

SEGUEL: Wir sind zu diesem Gespräch durch Vermittlung der Kirche gegangen. Es hat aber kein Ergebnis gebracht. Wir haben nicht den Eindruck, daß da oben ein wirkliches Interesse besteht, die Probleme zu lösen.

SPIEGEL: Vier Monate friedlichen Protests haben also noch nichts erbracht. Hat es denn Sinn, diesen Weg weiterzugehen?

SEGUEL: Reden nur um des Redens willen hat sicher keinen Sinn.

SPIEGEL: Immerhin hat es bei diesen Protesttagen schon an die hundert Tote gegeben. Ist das nicht ein zu hoher Preis?

SEGUEL: Ein einziger Toter, ein einziger Verletzter sind schon ein zu hoher Preis. Stellen Sie sich also vor, was wir bei 100 Toten fühlen. Aber es ist ein grundlegendes Menschenrecht, Freiheit und Demokratie zu fordern, und wer bringt denn die Leute um? Wir nicht, wir haben keine Waffen, wir haben nur die Unterstützung des Volkes.

SPIEGEL: Es gibt in den Elendsvierteln schon Leute, die Waffen fordern. Droht, wie so oft prophezeit wird, eine „Mittelamerikanisierung“ Chiles, eine gewalttätige Auseinandersetzung?

SEGUEL: Nein, die Chilenen sind ein sehr friedliches Volk – im Prinzip.

der von der bewaffneten Macht nur noch mit Gewalt unter Kontrolle gehalten wird und jeden Augenblick explodieren könnte. Denn die Billigeinfuhren haben die heimische Industrie nicht wettbewerbsfähig gemacht, wie von den Chicago Boys erwartet, sondern sie ruiniert.

Überall im Lande verrotten neue Produktionsanlagen, deren Maschinenpark verschleudert oder verschrottet wurde. Der Anteil der chilenischen Industrieproduktion am Sozialprodukt fiel in den wilden Chicago-Jahren zwischen 1974 und 1982 von 29,5 Prozent auf knapp 19 Prozent, ein Drittel der chilenischen Arbeiterschaft ist ohne Job oder geht, gegen Hungerlohn, einer tageweise vom Staat verordneten Scheintätigkeit nach.

Amerikanischer Weizen zu Dumpingpreisen und subventionierte Überschussprodukte vom europäischen Markt lösten in Chile ein großes Bauernlegen aus. Die landwirtschaftliche Nutzfläche sank während der Pinochet-Jahre um die Hälfte, die Getreideerzeugung ging auf ein Drittel zurück. Das Viehzuchtland Chile importiert heute Fleisch.

Die schlagartige Rezession ließ das Sozialprodukt 1982 um 14 Prozent, die Löhne real um über 12 Prozent fallen. Am schlimmsten traf sie die Ärmsten der Armen. Der gesetzliche Mindestlohn von knapp 150 Mark im Monat liegt heute um mehr als ein Viertel niedriger als bei der Machtübernahme der Militärs vor zehn Jahren.

Statt einem Chile der „Gente Linda“, der schönen Menschen à la Hollywood, wie es die Fernsehreklame noch immer vorgaukelt, sieht die Wahrheit in Chile so aus: In den Slums hungern die Kinder,

* Beim Besuch eines Einkaufszentrums in Santiagos Prominentenviertel Las Condes.

von denen jedes zweite keinen Grundschulabschluß erreicht. Ihre Eltern schließen sich zu Suppengemeinschaften zusammen, jeder trägt bei, was er in den Abfällen von Supermärkten oder Restaurants der Reichen-Viertel findet. Medikamente, die kaum noch jemand kaufen kann, werden von den Apotheken wie Winterklamotten zu Schlußverkaufspreisen feilgeboten.

Was 150 000 während der Militärherrschaft verhaftete Chilenen, von denen mindestens 10 000 umgekommen sind, was 10 000 des Landes Verwiesene und 200 000 Emigranten, was alle Foltern und Repressalien nicht schafften, das bewirkte nun der wirtschaftliche Bankrott des Regimes: eine breite Volksbewegung gegen die Diktatoren aus den Kasernen.

Im Mai begann ein landesweiter Widerstand gegen die Militärherrschaft. An vier nationalen Protesttagen schlugen Hausfrauen rhythmisch auf Kochtöpfe, streikten Arbeiter, demonstrierten Studenten, türmten Slumbewohner Barrikaden auf. Die Militärherren ließen schießen, an die hundert Menschen starben laut Schätzungen der Menschenrechtskommission.

Dennoch erreichte die Protestwelle erst in diesen Septembertagen, da die Junta ihr Zehn-Jahres-Jubiläum begeht, ihren kritischen Höhepunkt, wurde die Auseinandersetzung zur bislang schwersten Kraftprobe für die Generäle.

Ob der Diktator Pinochet, der nach eigenem Bekunden noch bis zum Ende des Jahrzehnts an der Macht bleiben will, sein erstes Dezennium lange überlebt, darauf werden heute nicht einmal dort mehr Wetten angenommen, wo man es wissen sollte: in der US-Botschaft von Santiago.

Vorstoß ins Unbekannte



Dräger hilft entdecken

Ob Hobby- oder Profi-Taucher, Feuerwehr oder Forscher. Ob 3 oder 300 m im Meer. Ob Schwimm- oder Helm-Tauchgerät. Ob „mit Flasche“ oder „am Schlauch“: Dräger hat für jeden Taucheinsatz das richtige Konzept.

Angefangen beim Sport-Tauchgerät mit Reserveschaltung, alles nach DIN 58640.

Bis hin zum „geschlossenen“ Atemkreislauf für Tieftauchsyste-me, die jährlich Millionen einsparen, indem sie das teure Atemgas Helium zurückgewinnen.

Dräger

Technik für Umwelt und Leben

Fortschritt bei Dräger hat eine sichere Basis:

über 60 Jahre Know-how in der Tauch- und Druckkammer-Technik. Drägerwerk AG, 2400 Lübeck 1

P 3723

Diktator Pinochet*: „Kapitalistische Revolution von oben“